„Sozialistischer Patriotismus“

Arthur Schlegelmilch

Zusammenfassung

Der Versuch der Etablierung eines sozialistischen Heimatverständnisses in der DDR traf zunächst auf relativ günstige Ausgangsbedingungen, da einerseits auf den Missbrauch des konservativen Heimatverständnisses durch den Nationalsozialismus verwiesen, andererseits an die Vorarbeiten der sozialistischen Heimatidee des 19. und frühen 20. Jahrhunderts angeknüpft werden konnte. Umfrageergebnisse, autobiographische, künstlerische und literarische Verarbeitungen sowie Aktivitäten auf zivilgesellschaftlicher Ebene belegen, dass das sozialistische Beheimatungsangebot über einen längeren Zeitraum auf positive Resonanz und Mitwirkungsbereitschaft stieß. Dass es letztlich nicht gelang, die Priorität der „großen“ gegenüber der „kleinen“ Heimat dauerhaft zum Tragen zu bringen, lag vor allem daran, dass die SED den sozialistischen Beheimatungsprozess als Leitungs- und Planungsaufgabe der zentralen Instanzen praktizierte und dessen diskursives, partizipatorisches und kritisches Potenzial ungenutzt ließ. Der auf der Berliner Alexanderplatzdemonstration vom 4. November 1989 gezeigte Plakatspruch „Wohngebiet ist Heimat“ brachte das Scheitern des „sozialistischen Patriotismus“ und den Triumph der „kleinen“ über die „große“ Heimat auf den Punkt.

1. Spuren sozialistischer Heimatverbundenheit

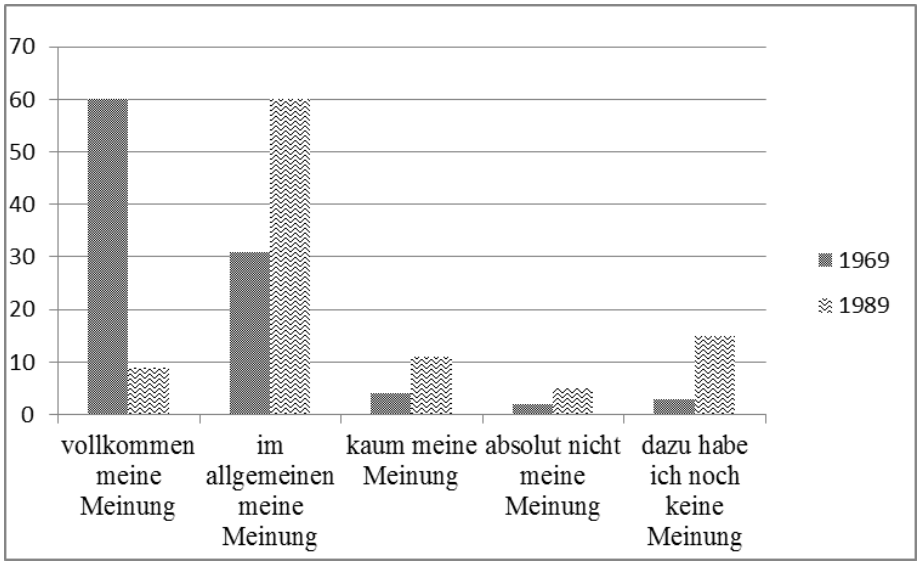
> *Das Stückchen Erde, auf dem ein Mensch geboren wird, wo er aufwächst und sein Heim steht, nennt er seine Heimat. Meist findet er sie schön. Und in der Ferne sehnt er sich nach ihr – Heimweh. Doch die Heimat wird nicht unbedingt auch als Vaterland empfunden. Vaterland ist die Heimat eigentlich nur dort, wo der Mensch sich sozial geborgen weiß, wo er lernen kann, wo er Arbeit und Brot erhält, wo er als gleichberechtigter Bürger an den Belangen der Gesellschaft und des Staates mitzuwirken vermag, wo Frieden herrscht, eben dort, wo er glücklich lebt. In diesem Sinn ist uns die Deutsche Demokratische Republik nicht nur Heimat, sondern auch Vaterland. In diesem Sinne nennen wir die DDR unser sozialistisches Vaterland (Zentraler Ausschuss1983: 143).*

So und ähnlich feierte sich die Republik im Jugendweihe-Geschenkband „Vom Sinn unseres Lebens“, dem mit 200.000 Exemplaren auflagestärksten Buch der DDR der 1980er Jahre (Zentraler Ausschuss1983). Indes stand den zahlreichen staatsbejahenden Deklamationen und Ritualen eine Jugendgeneration gegenüber, die sich in ihrer Freizeit offen an westlicher Kultur orientierte und den Konventionen des sozialistischen Realismus flexibel zu begegnen wusste. In Verbindung mit dem kläglichen

 © Verlag Barbara Budrich

Ende der DDR liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei der DDR als „sozialistischer Heimat“ lediglich um eine Erfindung der SED handelte, vergleichbar mit der Illusion, dass es in einer entwickelten sozialistischen Gesellschaft keinen Generationenkonflikt geben könne.[1]

Umfragedaten des Zentralinstituts für Jugendforschung Leipzig (ZIJ) vermitteln allerdings einen etwas anderen Eindruck. Demnach stellten heimatliche Verbundenheit und Vaterlandsliebe keine absoluten Leerstellen dar. Hierauf verweisen folgende Grafiken, die die Antworten auf vorformulierte Verbundenheitsaussagen wiedergeben. So reagierten Schüler zehnter Klassen auf das Statement „Ich liebe mein Vaterland, die Deutsche Demokratische Republik“ im April 1989 zwar deutlich weniger euphorisch als es ihre Altersgenossen noch im Jahr 1969 getan hatten, doch kreuzten immerhin noch 60 % an, dass dies „im allgemeinen“ ihre Meinung sei.

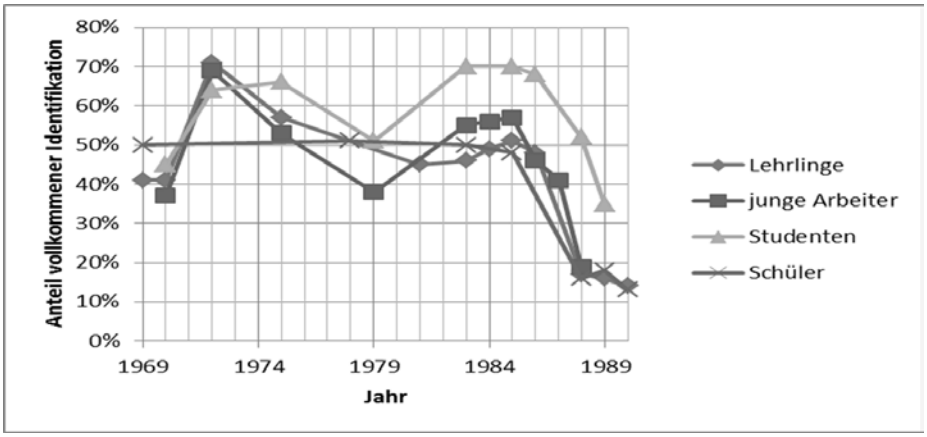


Graphik 1: „Ich liebe mein Vaterland, die Deutsche Demokratische Republik“. Vergleich 1969, 1989 (Angaben in Prozent).[2] Quelle: Förster 1999: 84 (Tab. 2).

Differenziertere Umfragen des ZIJ über einen längeren Zeitraum bestätigen einen relativ hohen Identifikationsgrad der Jugend, wobei allerdings starke Unterschiede zwischen den Berufsgruppen auffallen. Eine Ausnahme bilden hier lediglich die langfristig relativ stabil distanziert antwortenden Schüler. Ab Mitte der achtziger Jahre zeigt sich dann für alle befragten Gruppen ein massiver Vertrauensverlust.

1 Dies entsprach der offiziellen Linie und galt als Prämisse auch für die Forschungen des Zentralinstituts für Jugendforschung in Leipzig. Vgl. Kott 2001: 247; zur Entwicklung der Jugendkultur z.B. Ohse 2009.

2 Zwar können nur die Daten für 1969, die auf der Basis von zehn Bezirken der DDR erhoben wurden, als repräsentativ gelten, doch konnten die Zustimmungsdaten für 1989 durch ähnlich gelagerte Befragungen im Wesentlichen bestätigt werden.



Graphik 2: Einschränkungslose Identifikation mit der DDR 1969-1989. (Angaben in Prozent) Quelle: Förster 1999: 85 f. (Tab. 3).

Nachfragen zu den Identitätsgründen, wie sie 1985 sowie im März und November 1989 und dann nochmals im Februar 1990 bei 15- bis 16-jährigen Schülerinnen und Schülern erfolgten, geben Anlass zu der Vermutung, dass die Einheit von Staats- und Heimatliebe, wenn sie denn je existierte, in den letzten Jahren der DDR erodierte und sich im Gegenzug ein privates, auf Familie und Freundschaft abhebendes Heimatgefühl zu etablieren begann.

	1985	März 1989	Nov. 1989	Febr. 1990
Familie/Freundschaft	96 %	87 %	86 %	88 %
Heimat	96 %	83 %	75 %	74 %
Bildungssystem	87 %	58 %	33 %	22 %
Zukünftige sozialistische Entwicklung	99 %	35 %	54 %	21 %
Möglichkeit demokratischer Mitgestaltung	64 %	30 %	23 %	18 %
Lebensstandard	80 %	35 %	54 %	21 %
Engagierte Friedenspolitik	96 %	58 %	58 %	57 %

Tabelle 1: Identifikation mit der DDR. Identifikationsgründe bei 15- bis 16-jährigen Schülern 1985-1990.[3] *Quelle: Förster 1999: 94 (Tab. 94); 101 (Tab. 20).*

„Familie und Freundschaften“ bzw. „Heimat“ waren die einzigen Identifikationsgründe, die in der Umbruchphase Herbst 1989/Frühjahr 1990 relativ stabil blieben, während Kategorien, die ideologisch und politisch an das Staats- und Gesellschaftssystem der DDR gebunden waren, mehr oder weniger stark an Boden verloren, ohne dass man aber bereits von einer vollständigen Abwendung vom sozialistischen Wertehim-

3 Folgende Frageformulierungen lagen zugrunde: „Ich bin stolz ein junger Bürger unseres sozialistischen Staates zu sein“ (bis 1979) bzw. (ab 1983): „Ich fühle mich mit der DDR eng verbunden“. Die Daten für 1969 (Schüler, Lehrlinge) beziehen sich nur auf den Bezirk Leipzig. Die Kategorie „Schüler“ bezieht sich auf Schüler der 10. Klasse bzw. ab 1988 der 9. und 10. Klasse. Die Daten für 1969 (Schüler, Lehrlinge) beziehen sich nur auf den Bezirk Leipzig.

mel sprechen kann, wie die noch immer recht große Zustimmung zu den Themenfeldern „Friedenspolitik", „Bildungssystem" und „berufliche Sicherheit" zeigt.

Die relativ große Zustimmung zu dem von Stefan Heym, Christa Wolf und anderen verfassten Aufruf „Für unser Land" vom 28.11.1989, mit dem der Versuch gemacht wurde, das Band zwischen Heimat und Staat auf teils emotionaler („unser Land", „mit allen unseren Kräften", „Ausverkauf unserer materiellen und moralischen Werte"), teils demokratisch-sozialistischer Grundlage („eine solidarische Gesellschaft zu entwickeln, in der Frieden und soziale Gerechtigkeit, Freiheit des einzelnen, Freizügigkeit aller und die Bewahrung der Umwelt gewährleistet sind") neu zu knüpfen, erscheint auf der Basis der Daten aus der Jugendbefragung nachvollziehbar.[4] Allerdings handelte es sich um ein fragiles Konstrukt, dem Helmut Kohls Zehn-Punkte-Plan vom gleichen Tag außerordentlich rasch und nachhaltig den Boden entzog (vgl. Apelt 2010: 47 f.). Während sich der Vaterlandsbegriff seitdem in rasender Geschwindigkeit zu einer nationalen Einheitsmanifestation umzuwandeln begann („Deutschland einig Vaterland"), engte sich der Heimatbegriff auf den lokalen und regionalen Bezugsrahmen ein („Wohngebiet ist Heimat"),[5] sofern er nicht für die Rückzugsgefechte des SED-Regimes instrumentalisiert wurde (vgl. Kirscher 1989: 1). Nach dem Untergang der DDR verbanden sich mit ihm nostalgische Affekte, die vor allem die PDS für sich zu nutzen vermochte.[6]

2. Kränkungen sozialistischer Heimatliebe

Christa Wolf trauerte der sozialistischen Heimatidee bis ans Ende ihres Lebens nach. Nach eigenem Bekunden hatte sie zwar schon frühzeitig (1965, 1976) erkannt, dass sich „Paradieshoffnung" und real existierender Sozialismus ausschlossen, andernorts aber nichts Besseres zu finden vermocht („Kein Ort. Nirgends"[7]) und deshalb an der DDR als Heimat festgehalten (vgl. Wolf 2010a: 137). Als sie sich 1981 zeitweilig ganz nach Mecklenburg zurückgezogen hatte, verband sich mit dem Genuss der Natur das Gefühl des Scheiterns: „So darf man eigentlich heutzutage nicht leben. So leben wir allerdings auch nur, weil wir jede Hoffnung auf Veränderung in diesem Land aufgegeben haben ..." (Wolf 2014: Eintrag vom 27.9.1981). Ihr letzter großer Roman „Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud", der in Los Angeles, unweit Pacific Palisades, dem Fluchtort Thomas Manns und Lion Feuchtwangers, entstand, liest sich schließlich wie ein autobiographischer Exilroman – verstärkt noch durch die unfairen Anfeindungen, denen sich die Autorin in den neunziger Jahren ausgesetzt sah (Wolf 2010b; vgl. Bartoszewicz 2013).

Mit unbewältigter sozialistischer Heimatliebe schlugen sich aber auch diejenigen herum, die der DDR schon frühzeitig den Rücken zugewandt hatten. Uwe Johnson, der 1959 im Westen geblieben war, verfasste Jahre später dazu einen Artikel mit der Überschrift: „Versuch eine Mentalität zu erklären" (Johnson 1975). Demnach habe sich die DDR selbst bei den Weggegangenen als ein „Land, *mehr* als Heimat und

4 U.a. abgedruckt bei Schüddekopf 1990: 240 f.

5 Plakatspruch auf der Berliner Alexanderplatz-Demonstration vom 4.11.1989: abrufbar unter: http://www.dhm.de/archiv/ausstellungen/4november1989/htmtrans.html [Zugriff: 21.10.2015).

6 Vgl. http://www.welt.de/print-welt/article483812/Neue-Heimat-Ost.html [Zugriff: 3.5.2015].

7 So der Titel ihrer Erzählung von 1979.

biographische Gegend“, als ein „Vaterland, gereinigt von Pathos und Patriotismus“, ins Gedächtnis gebrannt. Die Exilanten seien mit dem Gefühl gegangen, „sie [die DDR] im Sinne der Redensart sitzenzulassen wie eine allzu herrschsüchtige und unverträgliche Braut, die nun auch einmal Kränkung fühlen sollte. […] Was da an Abschiedsbriefen hinterlassen wurde, erinnert an die Vorkehrungen eines abgewiesenen Liebhabers, der der Unerreichbaren zumindest die Tiefenschärfe seines Schmerzes gemeldet wissen möchte“. Und schließlich: „Der Grad der persönlichen Enttäuschung erlaubt […] einen Rückschluss auf das Ausmaß der Treuebereitschaft“ (Johnson 1975: 59).

Der Beispiele enttäuschter sozialistischer Heimatliebe sind viele, wobei die emotionale Betroffenheit bei denjenigen besonders ausgeprägt gewesen zu sein scheint, die schon in den frühen Ulbricht-Jahren ihren Weg in den Sozialismus antraten. Dies betrifft keineswegs nur das Milieu der Intellektuellen und Künstler. So finden sich in den nach dem Ende der DDR recht zahlreich erschienenen autobiographischen Schriften ehemaliger Lehrer vielfältige Belege für sozialistischen Patriotismus, dessen Auf- und Abschwünge meist synchron zur Geschichte des staatssozialistischen Systems erzählt werden. Besonders interessant wird es dort, wo es zur direkten Konfrontation traditioneller und sozialistischer Heimatbezüge kommt. Eine solche Konstellation wird in folgender Passage retrospektiv beschrieben, in der es um die Beheimatungsproblematik eines aus dem hessischen Hanau stammenden 24-Jährigen geht, den es bei Kriegsende in den Raum Halle an der Saale verschlagen hatte.

3. Beheimatungsprozesse

Wir befinden uns in den ersten Januartagen 1949; Peter Stassen[8] hat sich auf den Weg nach Hanau gemacht und befindet sich in einem Warteraum des Bahnhofs Eichenberg, einem Ort, an dem britische, amerikanische und sowjetische Besatzungszone aneinander grenzen. Alles erscheint noch offen:

> *Es ist Zeit zum Nachdenken. Warum bin ich eigentlich abgerückt, wieder RÜBER gegangen? Im Beruf [als Neulehrer] hat es doch ganz gut angefangen. Die Kinder mochten mich und die Eltern vertrauten mir. Ich hatte geheiratet und eine Frau, die mich liebte. […] Ich wollte einmal zur See fahren und in die weite Welt hinaus. Der Krieg hat alle meine Wunschträume zerstört. Sicher ist noch etwas vom Fernweh übrig geblieben. Auch lockt die Erinnerung an Kindheit und Jugend in Hanau. Oder will ich mich nur einmal umschauen, was sich dort nach dreieinhalb Nachkriegsjahren und der Währungsreform so alles ge-*

8 Peter Stassen, geb. 1924 in Hanau am Main, 1946 Neulehrer in Sennewitz bei Halle, 1949-1972 Lehrer und Schuldirektor in Elster/Elbe, Annaburg und Seyda. 1954 Fernstudium „Deutsche Sprache und Literatur“; 1965-1968 Studium Diplom-Pädagogik in Potsdam; ab 1972 Tätigkeit als Heimpädagoge an der Arbeiter- und Bauernfakultät der Martin-Luther-Universität Halle/Saale. 1989 Pensionierung. 1946-1989 Mitglied in der SED und im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB). Stassen beginnt mit der Aufzeichnung seiner Erinnerungen 1989 und führt diese bis Mitte der 1990er Jahre fort. Das Manuskript mit dem Titel „War dies das Leben eines Taugenichts?“ befindet sich im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ des Instituts für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen. Dort befinden sich weitere kleinere Texte desselben Autors, so auch die im Folgenden mehrfach herangezogenen „Rückblicke“, die nach der Jahrtausendwende entstanden.

> *tan hat, wovon man DRÜBEN nur wenig vom falschen Radio oder vom Hörensagen weiß …? (Stassen 2004a: 5).*

Der Verfasser macht sich in der Folgezeit bewusst, dass es für ihn darum geht, eine Antwort auf die Frage „Wo ist die Heimat?“ zu finden. Im „frühlingswarmen April“ fällt dann die Entscheidung, die er – wiederum im Zug sitzend – abschließend reflektiert:

> *Etwas muß mich bewogen haben, mir mit den wenigen D-Mark, die ich erübrigt habe, eine Fahrkarte nach Börßum zu kaufen, um auf demselben Weg wieder nach DRÜBEN überzuwechseln, auf dem ich im Januar hergekommen bin. Jetzt aber reise ich ohne hungrigen Magen und reichlich mit Zigaretten als Übergangswährung versehen. Auch trage ich einen schicken Anzug und Schuhe von Salamander und habe noch ein weiteres Paar für meine Frau. Alles andere habe ich als ‚Konterbande‘ (Heine) in meinem Kopf. […] Ich hätte hier eine Arbeit annehmen müssen. Dafür muß ich mir in der neudeutschen Gesellschaft aber erst einen ‚Arbeitgeber‘ suchen, dem ich mich anbieten kann. Seit meiner Seefahrtszeit habe ich aber eigene Ansichten von ‚Denen da oben und uns da unten‘ (Wallraff), die mich daran hindern. Auch solche Gedanken bewegen mich auf dem Rückweg: Meine Frau geht sicherlich weiter ihrer Arbeit nach. Sie wird nicht von dem deutsch-deutschen Zwiespalt geplagt. Halle war immer der Mittelpunkt ihrer Welt. Auch war mein Start in den Lehrerberuf gelungen. Mit den Kollegen habe ich mich verstanden. Alle hatten wir die gleichen Ansichten vom Krieg und von der Nazizeit. Ich war auch bereit, mit anzupacken und hatte mich längst politisch eingereiht. Hanau war meine schöne und unbeschwerte Kindheit und Jugend. Meine Zukunft kann es aber nicht sein. Ich fühle, daß es jetzt ein Abschied für immer sein wird. (Stassen 2004b: 8)*

Der nun folgende Beheimatungsprozess an verschiedenen Orten im Kreis Jessen (Elster) wird im autobiographischen Manuskript ausführlich geschildert. Er ist vor allem von politischen und moralischen Wertbezügen bestimmt: dem Aufbau eines wahrhaft demokratischen Bildungswesens mit dem Ziel, „allen Kindern des Volkes Zugang bis hin zu höchster Bildung zu ermöglichen“, der Erfahrung einer erfolgreichen pädagogischen Praxis und des Respekts der „Lehrerpersönlichkeit“, ferner dem Eindruck einer intakten Sozialordnung sowie einer funktionsfähigen „sozialistischen Demokratie“ auf parteipolitischer, gemeindlicher und schulischer Ebene (Stassen 1996: 173, 182, 205). Emotionale Bindungen an Land und Leute treten demgegenüber in den Hintergrund bzw. werden in Verbindung mit der beruflichen und politischen Tätigkeit geschildert (Stassen 1996: 170 ff., 193 f.).

Ein Dutzend Jahre später, zum Zeitpunkt des Berliner Mauerbaus, befindet sich Peter Stassen als „verdienter Werktätiger“ auf einer Urlaubsreise in Skandinavien. Für einen letzten Moment stellt sich ihm dort – in der Person eines schwedischen Zöllners in Trelleborg – die Frage des endgültigen Verbleibs in der DDR. Anders als 1949 bedarf es jedoch keiner erneuten Bedenkzeit, um den Beamten stehen zu lassen und die Fähre nach Saßnitz zu besteigen – die DDR ist ihm „Vaterland“ geworden, die

endgültige Teilung eine hinzunehmende Konsequenz deutschland- und weltpolitischer Rahmenbedingungen (Vgl. Stassen 2004c: 14).

An der Richtigkeit seiner Entscheidung für das „bessere Deutschland“ hält der Autor während und nach der „Wende“, die für ihn ein „Anschluss“ war, konsequent fest. In politischer und gesellschaftlicher Hinsicht hat ihm die neue Bundesrepublik nichts zu bieten. Dies, obgleich sich die Begeisterung für den Realsozialismus schon lange vor 1989 abgekühlt hatte – verstärkt von persönlichen Enttäuschungen wie der versagten Ausreisegenehmigung zur Beerdigung des Vaters (1973) sowie dem Weggang der einzigen Tochter ins Bundesgebiet (1982).[9]

Bekanntlich stellen Autobiographien keine Wirklichkeitsspiegelungen dar, sondern es handelt sich bei ihnen um narrative Sinnbildungen, die in spezifische Perzeptions- und Kommunikationszusammenhänge eingebunden sind (vgl. Depkat 2007: 29). Typischerweise bildet die Wahrung der biographischen Identität den Kern der Erzählung, wofür es geeigneter Kontinuitätsbrücken bedarf. Im Fall des hier vorgestellten Beispiels handelt es sich in erster Linie um das Narrativ des ideellen Sozialismus. Es wird verstärkt durch das Empfinden der moralischen Überlegenheit gegenüber dem Westen und den Stolz darauf, dass man sich „im ärmeren Teil [Deutschlands] ohne fremde Hilfe aus dem Dreck gezogen hatte“ (Stassen1996: 207). Dem Niedergang und Untergang der DDR begegnet der Verfasser mit einer Erzählstrategie der „höheren Einsicht“. Diese nimmt für sich in Anspruch, die Mängel des Systems wie auch die Aussichtslosigkeit ihrer Beseitigung ab einem bestimmten Zeitpunkt, hier etwa Mitte der 1970er Jahre, erkannt zu haben. Zusammen mit den nach 1989 gemachten Erfahrungen wird daraus schließlich die Schlussfolgerung gezogen, dass der schulische Betrieb grundsätzlich der Fremdsteuerung durch das jeweils herrschende politische System ausgesetzt sei und sich kritisches Engagement folglich nirgends auszahlen würde. Die Phase der „höheren Einsicht“ wird lebensgeschichtlich von Rückzugstendenzen im Sinne einer Art „inneren Emigration“ begleitet. Die Ähnlichkeiten mit dem Erzähl- und Verarbeitungsmodus in Christa Wolfs „Stadt der Engel“ einschließlich des Empfindens der Heimatlosigkeit sind evident.

Für das Genre der ostdeutschen Lehrerautobiographik der so genannten „Aufbaugeneration“ kann das vorgestellte Beispiel des Peter Ludwig Stassen *cum grano salis* als charakteristisch gelten.[10] Vorliegende wissenschaftliche Untersuchungen bestätigen diese Einschätzung.[11]

Vergleicht man die Erinnerungsschriften ost- und westdeutscher Lehrer der entsprechenden Alterskohorte,[12] so fällt für die westdeutschen Autoren ein geringerer Anteil politischer und gesellschaftspolitischer Themen auf. Recht charakteristisch heißt in den Lebenserinnerungen des Rolf Owczarski aus Salzgitter: „Politisch han-

9 Die verweigerte Ausreisegenehmigung wird mit Bitterkeit registriert: „Ich bin ein loyaler Bürger meines Staats. Oft habe ich dafür mein eigenes Wohl hintenan gestellt. Nie habe ich das in mich gesetzte Vertrauen enttäuscht. Jetzt muß ich ohne Gegenrede die Ablehnung durch einen Polizisten schlucken“ (Stassen 2004d: 15).

10 Vgl. z.B. folgende, vom Verfasser dieses Beitrags eingesehene Auswahl: Haut 2007; Valley 1999; Wiemer 2007; Wiemer 2009.

11 Vgl. Gruner 2000: Demnach seien die „Grundmuster der Identifikation oder des Arrangements mit dem gesellschaftlichen System der DDR“ bei den meisten Neulehrern bereits vor 1961 gelegt worden. (Gruner 2000: 329). Vgl. ferner Neuhaus 1998: 729.

12 Als Beispiele: Dalquen o.J.; Jaecks 2000; Owczarski o.J. a; Owczarski o.J. b; Struck 2009; Weber 2000.

delnde Menschen waren wir nicht. Das andere, fröhlichere gesellschaftliche Leben war uns wichtiger“ (Owczarski o.J. a: 309 f.). Während die ostdeutschen Lehrer die Erfahrung von Krieg und Nationalsozialismus als tiefere Begründung für ihren Lebensweg anführen, ist dieses Leitmotiv bei ihren westdeutschen Berufskollegen deutlich schwächer ausgeprägt, und es kann von einer vergleichbaren politischen Identifikation nicht ausgegangen werden: „Insgesamt hatte ich in diesen Jahren politisch eine positive, ein wenig harmonisierende, nur in Teilfragen kritische Einstellung zur Bundesrepublik, den sich entwickelnden Westbindungen und den handelnden Personen“ formuliert Owczarski (Owczarski: 309).

Diese größere politische und weltanschauliche Reserviertheit ist sicherlich zu einem Gutteil darauf zurückzuführen, dass auf Pädagogen der alten Bundesrepublik ein schwächerer Aufarbeitungs- und Rechtfertigungsdruck lastet und damit eine weniger große Notwendigkeit besteht, die eigene (autobiographische) Sinnstiftung entsprechend zu organisieren.[13] Darüber hinaus lässt sich der festgestellte Unterschied aber auch als Nachwirkung des sozialistischen Vaterlands- und Heimatkonzepts deuten, d.h. als Hinweis darauf, dass es der SED zumindest zeitweise und bezogen auf eine bestimmte Alterskohorte gelungen ist, einen von oben gelenkten Prozess der Beheimatung auf politisch-weltanschaulicher Grundlage in Gang zu setzen. Wir wollen versuchen, seinen Mechanismen noch etwas genauer auf die Spur zu kommen.

4. „Kleine“ und „große“ Heimat

Zunächst ist festzustellen, dass die dem sozialistischen Heimatkonzept inhärente Ablehnung des bürgerlich-nationalen Heimatbegriffs historisch und weltanschaulich plausibel zu begründen war, hatten sich doch schon die Vordenker und viele namhafte Protagonisten der Arbeiterbewegung in solchem Sinne geäußert.[14] Unbestreitbar war zudem, dass der Heimatbegriff schon im 19. Jahrhundert eine ungute Rolle bei der Verteidigung konservativer und völkischer Positionen gegen „Zivilisation“ und „Materialismus“ gespielt hatte und sich die Nationalsozialisten seiner in den dreißiger Jahren ohne größeren Widerstand bemächtigt hatten (vgl. Korfkamp 2006: 48 ff.). Hiervon ausgehend erwies sich die in der frühen Bundesrepublik vielfach zu beobachtende „Heimattümelei“ dazu geeignet, als Fortsetzung „imperialistischer Massenverführung“ bzw. – mit Blick auf das öffentliche Auftreten der Vertriebenenverbände – auch als „Revanchismus“ gedeutet zu werden (vgl. Schröder 1979, Korfkamp 2006, 69 ff.). Schwieriger gestaltete sich allerdings die Beantwortung der Frage, wie die ja auch in Ostdeutschland als Grundbefindlichkeit gegebene emotionale Bindung der Menschen an ihre Heimatorte zu einer „revolutionären, bewusstseinsbildenden Kraft“, d.h. zu einem positiven Element der Macht- und Staatsräson der SED umgebaut werden sollte.[15] Eben diesem Zweck diente das Konzept der gleichzeitigen Differenzie-

13 Vgl. folgende Bilanzierung: „Die zwölf Jahre der Hitlerdiktatur, der Verlust der Heimat sowie die schweren Nachkriegsjahre bedeuteten tiefe Einschnitte in meinem Leben, bevor dann in Salzgitter im Lauf der Jahre neue Herausforderungen und Aufgaben im beruflichen und gesellschaftlichen Bereich anzupacken waren und wir mit unserer Heirat 1961 und unseren zwei Kindern und vier Enkelkindern uns nun noch auf weitere harmonische Jahre im Kreis der Familie freuen“ (Struck 2009: 14).

14 Neben den Klassikern z.B. Äußerungen von Johann Jacoby („Euer Vaterland ist für uns nur eine Stätte des Elends …“ – „… wo wir Menschen sein können, ist unser Vaterland“), Clara Zetkin und Rosa Luxemburg (vgl. Wimmer 1979; Pirschel 2007: 325).

15 So die Forderung des IX. Parteitags der SED (1976). Dazu: Gutsche 1979: 93.

rung und Aufeinanderbezogenheit von „kleiner“ und „großer“ Heimat, wie wir es zu Beginn im Zitat aus dem Umfeld der Jugendweihe vorgefunden haben.

Das Modell der „kleinen“ („engeren“) und „großen“ („weiteren“) Heimat“ entstand im Laufe der 1950er Jahre; als sein Erfinder gilt der aus der kommunistischen Sport- und Kulturbewegung kommende Kulturbundsfunktionär Karl Kneschke (vgl. Behrens 2007: 259 ff.). Kneschkes Konzept erwies sich im Hinblick auf die innere Stabilisierung der DDR zunächst als kluger Schachzug. Denn zum einen ermöglichte es eine gewisse Rücksichtnahme auf noch vorhandene vor-sozialistische Heimatbezüge, deren Überwindung im Zuge eines in Gang gekommenen Prozesses des organischen Zusammenwachsens von alter und neuer Heimatliebe in Aussicht gestellt wurde (vgl. Wimmer 1979). Zum anderen lief die Überordnung der „großen Heimat“ zwingend darauf hinaus, dass die Deutungshoheit über die Ausgestaltung des sozialistischen Patriotismus bei der SED und dem von ihr beherrschten Staatsapparat lag. Die richtige „Entfaltung der Liebe zur sozialistischen Heimat“ stellte damit in letzter Instanz eine Leitungs- und Planungsaufgabe der zentralen Instanzen dar. Der Führungsanspruch der SED bezog sich auf die „geistige und emotionale Inbesitznahme aller Werte der Heimat“; sie sollte nicht nur „alle Fragen überzeugend beantworten, die sich aus der sozialistischen Revolution und ihren Perspektiven ergeben, sondern auch die „Weiterentwicklung dieser Werte im sozialistischen Sinne durch Leistungen der Bürger stimulieren“ (Benjamin 1979: 19). Zwar scheiterte die SED letztlich auf allen Gebieten, doch ist damit noch nicht gesagt, dass das Konzept *per se* zum Scheitern verurteilt war.

Betrachten wir zunächst die Idee des organischen und voranschreitenden Zusammenwachsens von „kleiner“ und „großer“ Heimat. Deren Grundprämisse bestand darin, „daß die materielle Produktion der wichtigste Bereich menschlicher Tätigkeit ist, daß sie daher wesentlich bestimmt, was wir Heimat nennen“. Es wurde gerade darin ein entscheidender Unterschied zur „bürgerlichen Heimatideologie“ gesehen, die zwecks Verschleierung des Ausbeutungsverhältnisses „von der Produktionssphäre abstrahiert“ (Vgl. Wimmer1979: 123). Eine solche ökonomische Ausrichtung barg freilich die Gefahr, dass die sozialistische Heimatliebe auf die „kontinuierliche Erfüllung und gezielte Übererfüllung des Planes“ und auf die hemmungslose Ausbeutung der „Kulturlandschaft“ um den Preis katastrophaler Umweltzerstörung reduziert werden würde (Vgl. Pirschel 2007: 335). Für jedermann offensichtlich war dies in den Industrie-, Braunkohle- und Uranabbaurevieren der DDR der Fall. Von einem harmonischen Ineinandergreifen von engerer und weiterer Heimat konnte hier mitnichten die Rede sein. Allerdings bedurfte es zu dieser Einsicht einer gewissen Zeit, und bemerkenswert große Teile der Bevölkerung zeigten sich erstaunlich lange bereit, die Folgen der naturverschlingenden Modernisierungspolitik der SED mit zu tragen und den damit verbundenen Verlust an „kleiner Heimat“ zu akzeptieren. So auch Peter Ludwig Stassen:

> *[…] später hatte ich Gelegenheit die Schönheiten dieser Gegend wie den Spreewald, den Schwielowsee und die Wälder von Peitz bis Weißwasser kennenzulernen. Ich sah aber auch die Probleme des Braunkohlebergbaus mit seinen entsetzlichen Auswirkungen auf die Natur in den Kreisen Senftenberg und Hoyerswerda. Der Bezirk befand sich damals erst am Anfang seiner Entwicklung zum neuen Energiezentrum der DDR. Namen wie Lauchhammer, Schwar-*

> *ze Pumpe, Lübbenau und Boxberg rückten aber bald auf die Vorderseiten der Zeitungsberichte über die Wirtschaftserfolge. Bei allen ökologischen Vorbehalten gebührt den Leistungen der DDR doch Respekt. Abgeschnitten von der westdeutschen Steinkohle und ohne andere Alternativen konnte damals gar kein anderer Weg eingeschlagen werden (Stassen 1996: 182).*

Das fragile Verhältnis von kleiner und großer Heimat bedeutete nicht zuletzt für die Kunstschaffenden der DDR eine Herausforderung, der sie sich in unterschiedlicher Weise stellten. So auch die Landschaftsmalerei, die nach anfänglicher Reserviertheit in den fünfziger Jahren damit begann, sich der Beziehung zwischen Mensch und Natur im Prozess des sozialistischen Aufbaus zuzuwenden. Als Durchbruch galt zunächst Walter Womackas Gemälde „Blick auf Stalinstadt“[16] aus dem Jahr 1958, das die geforderte Harmonie zwischen Natur-, Kultur- und Industrielandschaft zusammen mit dem Gefühl gemeinschaftlicher Geborgenheit ästhetisch anspruchsvoll auf den Punkt brachte und auch vom Publikum positiv aufgenommen wurde (vgl. Lindner 1998: 127 f.). Womackas Darstellung entsprach zum Zeitpunkt ihrer Präsentation jedoch schon nicht mehr der Ende der fünfziger Jahre stark intensivierten und im Rahmen des „Neuen Ökonomischen Systems“ nochmals gesteigerten Industriepolitik der DDR. Von den Kunstschaffenden wurde nun vor allem die positive Vermittlung der sich vollziehenden „wissenschaftlich-technischen Revolution“ und der mit ihr einhergehenden industriellen und agrarischen Produktionserfolge erwartet. Auf romantische Anklänge an vergangene Lebens- und Arbeitsformen konnte verzichtet werden. Werke wie zum Beispiel Walter Dötsch‘ „EK Bitterfeld“ (1959) zeigten die einzuschlagende Richtung an (vgl. Hertel 2014: 72 ff.).[17]

Im Zuge des Übergangs von Ulbricht zu Honecker wurde zwar wieder differenzierter zur Suche nach „neuen Formen in der bejahenden Gestaltung des Großen und Schönen unserer Zeit und der kritischen Darstellung auch ihrer zu überwindenden Widersprüche“ aufgefordert,[18] doch wagten nur Außenseiter, grundsätzliche Nachfragen zu formulieren. Einer der Couragiertesten war im Bereich der Bildenden Kunst der Leipziger Maler Wolfgang Mattheuer, der, wie andere auch, den größeren Spielraum nutzte, den die bildende im Vergleich zur schreibenden Kunst grundsätzlich genoss, und zudem von der internationalen Reputation der „Leipziger Schule“ profitierte. Aber auch wenn es Mattheuer u.a. zum zweifachen Nationalpreisträger der DDR (1975, 1984) brachte, bekam er hin und wieder zu spüren, wo die Grenzen seines kritischen Schaffens lagen. Dies war zum Beispiel der Fall bei seinem sarkastischem Bild „Freundlicher Besuch im Braunkohlerevier“ (1974),[19] das eine Besuchergruppe in zerstörter Landschaft zeigt, deren wahre Empfindungen hinter grinsenden Maskengesichtern verborgen bleiben. Die „Zensur“ bestand darin, dass das „Diskussionsbild“ von der offiziellen Kritik nicht als solches angenommen wurde und damit die Chance eines produktiven Diskurses – auch über die Heimatfrage im vollindust-

16 Bild abrufbar unter: http://www.moz.de/bild-ansicht/dg/0/3/1006385/1012650996/ [Zugriff: 22.10. 2015].

17 Vgl. auch Käthe Walter: Steinkohlewerk (1962), in: Bonnke 2007: Abb. 16.

18 Erich Honecker auf dem VIII. Parteitag der SED, 15.6.1971, zit. n. Hertel 2014: 79.

19 Bild abrufbar unter: http://www.deutschlandfunk.de/wider-die-klischees-von-der-einheitskunst. 691.de.html? dram:article_id=224733 [Zugriff: 22.10.2015].

rialisierten Sozialismus – vergeben wurde.[20] Mattheuers Kunstverständnis zielte dagegen genau auf eine solche Problematisierung; „Heimatkunst“ lehnte er hingegen ab: „Heimatkunst (oder Kunstprovinzialismus) ist eine bodenständige Kunst, die die Welt ausschließt oder in der Heimat nicht die Welt vermutet“ notierte er dazu am 20. Mai 1975 (Mattheuer 1990: 63).

5. Heimatdiskurse

Wir befinden uns hier an dem außerordentlich wichtigen Punkt der Beheimatung durch Kommunikation und kritischen Diskurs. Es war dies das große Thema der Schriftstellerin Brigitte Reimann, dem sie sich vor allem unter dem Gesichtspunkt des sozialistischen Städtebaus näherte. Der „Bitterfelder Weg“ brachte die 27-Jährige nach Hoyerswerda, einer neuen Stadt für die Arbeiter des Kombinats „Schwarze Pumpe“,[21] die komplett in Plattenbauweise errichtet und nach Eisenhüttenstadt/Stalinstadt auch als „zweite sozialistische Stadt“ bezeichnet wurde.[22] Brigitte Reimann sah sich hier zunächst am Ausgangspunkt einer neuen Zivilisation, gelegentlich sprach sie vom „Paradies“ und von der „Sonnenstadt“. Bald aber stellte sie kritische Nachfragen, wie denn eine sozialistische Heimstätte geschaffen werden könne, wenn auf Kultureinrichtungen kein Wert gelegt werde, und wie denn Sozialismus entstehen solle, wenn für Ästhetik, Kommunikation und bürgerschaftliches Engagement keine ausreichenden Grundlagen bestünden. Die fehlende Intimität der Plattenstadt brachte sie auf die Frage: „Kann man in Hoyerswerda küssen?“, die sie – zusätzlich provokant und unkonventionell – erstmals in einer Sitzung des Präsidiums der Nationalen Front der DDR im Februar 1963 vortrug (Bircken 2005: 204).

Die „Lausitzer Rundschau“ griff das Thema auf und regte damit eine öffentliche Debatte an, in der sich die Befürworter einer vor allem auf Wohnkomfort gerichteten Stadtplanung und deren Kritiker relativ offen gegenüberstanden. Ein Leserbriefschreiber äußerte sich über diese Diskussionskultur anerkennend „ehrlich erstaunt“; der um eine Stellungnahme gebetene Chefarchitekt von Hoyerswerda, Rudolf Hamburger, konstatierte, als sei es eine Selbstverständlichkeit: „Kritik ist immer nützlich“ (Brosig 2010: 267 ff.). Selbst Tabubrüche wie die Herstellung von Analogien zu Phänomenen des modernen Wohnungsbaus in der Bundesrepublik wurden hingenommen. Würde Hoyerswerda zur reinen „Wohnstadt“ werden, so eine Leserin, drohten ihre Bewohner, den Westdeutschen gleich, „zu Hause vor dem Bildschirm zu sterben“ (Bircken 2005: 308).

Bald schon ging der SED der offene Charakter der Volksaussprache zu weit. Das veröffentlichte Meinungsbild richtete sich nun immer stärker gegen die Schriftstellerin, die zu hören bekam, dass die Einwohner Hoyerswerdas „in ihrer kargen Freizeit glücklich in dieser Stadt“ seien, dass es ihr offenbar darum gehe, „Unzufriedenheit“ zu schüren statt daran mitzuwirken, an den „ökonomischen Gesetzen des Sozialis-

20 Zum DDR-spezifischen Genre des „Diskussionsbildes“ und zur unpolitischen Wahrnehmung Mattheuers vgl. die Rezension zu: Heinz Schönemann, Wolfgang Mattheuer [Leipzig 1988], in: FAZ v. 7.1.1989. Vgl. auch die konkreten, auf die Problematik der Umweltzerstörung nicht näher eingehenden Ausführungen zum Bild in Schöneman1988: 64.

21 Bild abrufbar unter: http://www.jeder-qm-du.de/platten-doku/platten-wissen/detail/hoyerswerda/ [Zugriff: 22.10.2015].

22 Zu den näheren Umständen vgl. Schmidt/Schmidt: 1999.

mus“ zu arbeiten. Mit einer öffentlichen Veranstaltung wurde die Debatte geschlossen. Brigitte Reimann nahm an ihr nur noch schweigend teil und entzog sich damit zumindest der Demütigung durch Selbstkritik – was in der „Lausitzer Rundschau“ vorwurfsvoll vermerkt wurde, verbunden mit der zynischen Empfehlung, dass die Schriftstellerin aus den empfangenen „Lehrstunden in sozialistischer Demokratie“ für ihre künftige Arbeit die richtigen Schlüsse ziehen solle. Gemeint war wohl die Erkenntnis, dass öffentliche Diskurse nicht als Meinungsaustausch, sondern als „symbolische Praxis“ unter Beachtung der Führungsrolle der SED zu verstehen waren (vgl. Haas 2009: 265).

Brigitte Reimanns Antwort bestand in der Abfassung eines großen Roman-Manuskripts zum Thema Städtebau und Sozialismus, mit dem sie sich bis zu ihrem frühen Tod (1973) etwa zehn Jahre lang befassen sollte. Im Tagebuch notiert sie dazu, dass es ihr um Antworten auf die Frage gehe, „wie weit ein sozialistisches Leben abhängig ist von den Räumlichkeiten, die für Begegnungen geschaffen werden“ (vgl. Taverne 2005: 178; vgl. auch: Semmler 2005). Das ein Jahr nach Reimanns Tod unter dem Titel „Franziska Linkerhand“ veröffentlichte Buch genoss in der DDR bald schon Kultstatus und führte in gewisser Weise den 1963 abgewürgten Diskurs auf anderer Ebene fort. Wieder einmal distanzierte sich die offizielle Literaturkritik durch konsequente Fehldeutung. So wurde Reimanns vernichtende Analyse des sozialistischen Städtebaus zu einem historischen Problem der Ulbricht-Ära erklärt: „In der gesellschaftlichen Praxis ist heute dieser konkrete Kampf zugunsten von Franziska [der Romanfigur, einer Architektin] entschieden.“ (Jarmatz 1974) „Franziska Linkerhand“ konnte mithilfe dieses Kunstgriffs der so genannten „Ankunftsliteratur“ zugeschlagen werden, einer Gattung, zu deren Begründerin Brigitte Reimann selbst im Jahr 1961 mit ihrer Erzählung „Ankunft im Alltag“ geworden war, von der sie sich danach aber distanziert hatte.[23]

Wir bleiben bei Brigitte Reimann, um uns einem weiteren zentralen Sektor der sozialistischen Vaterlands- und Heimatidee zuzuwenden, nämlich dem Arbeitsleben. 1962 hatte die Dichterin im Rahmen eines Vortrags eine kritische Bestandsaufnahme zu ihrer eigenen Arbeitsbrigade im Kombinat „Schwarze Pumpe“ zum Besten gegeben. Diese war bei Walter Ulbricht persönlich auf Zustimmung gestoßen und sollte auf dem unmittelbar anstehenden VI. SED-Parteitag behandelt werden. In der Zwischenzeit erfolgte der Abdruck im Neuen Deutschland unter dem Titel „Entdeckung einer schlichten Wahrheit“ (Reimann 1962). Sie, die Schriftstellerin, sei, so heißt es dort, den Arbeitern als einer „Klasse von Heroen“ begegnet. Die Wirklichkeit habe jedoch gezeigt, dass die Brigademitglieder statt nach sozialistischen nach materiellen Gütern (Fernsehapparat, Kühlschrank, Trabant) strebten. „Wie ist es möglich, dass Menschen, die im Betrieb Aktivisten und Neuerer sind, zu Hause die Filzlatschen anziehen und sich begnügen?“ (vgl. Braun 2005: 630 f.).

Wieder einmal hatte Brigitte Reimann den Fehler gemacht, die Programmatik der SED für bare Münze zu nehmen und dem Motto des „Plane mit, arbeite mit, regiere mit“ Glauben zu schenken. Damit rief sie zunächst bei den Mitgliedern ihrer eigenen Brigade einigen Ärger hervor, sah sich sogar dem Vorwurf des „Arbeiterverrats“

23 Praktisch entgegengesetzt und damit nicht minder unangemessen einseitig wurde das Buch dann im Kontext der Neuausgabe von 1998 bewertet, nämlich als „Geschichte des Abschieds von einem Land“, dem die Wahrhaftigkeit verloren gegangen und das folglich zum Untergang verurteilt gewesen sei. Hierzu und zur offiziellen sowie gesellschaftlichen Rezeption in der DDR vgl. Brosig 2010: 21 ff.

ausgesetzt. Doch auch die SED fürchtete ambitionierte und selbstbewusste Brigaden, wie sie Reimann vorschwebten und für die sie als Leiterin eines „Zirkels schreibender Arbeiter“ zusammen mit ihrem Ehemann Siegried Pitschmann eintrat (vgl. Bernhardt 2005: 145 ff.). Nicht von ungefähr hatte Ulbricht schon 1960 vor der Gefahr des „Syndikalismus“ und vor „jugoslawischen Verhältnissen“ gewarnt, als die Idee aufgekommen war, die Selbständigkeit der Brigaden im Rahmen der betrieblichen Gemeinschaftsarbeit zu stärken (vgl. Reichel 2011: 136 ff.).

Im Überschwang des 1959 begonnenen „Bitterfelder Wegs“, der die Aufhebung der „Entfremdung zwischen Künstler und Volk“ zum Ziel hatte, war damals das – von den Arbeitskollektiven verbindlich zu führende – Brigadetagebuch zur „Keimzelle der sozialistischen Nationalliteratur“ erklärt worden (vgl. Roesler 2000: 156). Auch wenn dieses Ziel schnell aufgegeben werden musste, entstand mit dem Brigadetagebuch eine Massenquelle, an der sich zeigen lässt, wie der ursprüngliche Ansatz der gemeinschaftlichen Bewältigung betrieblicher Probleme und der gegenseitigen Erziehung im Arbeitskollektiv kurzzeitig auflebte, bald aber auch wieder verloren ging. Der gängige und in der aktuellen Forschungsliteratur noch gebräuchliche Topos des Betriebs als „Vergesellschaftungskern“ (vgl. Kohli 1994: 563) relativiert sich vor diesem Hintergrund. Zumindest teilweise entsteht vielmehr der Eindruck eines betrieblichen Inseldaseins unter planwirtschaftlichen Bedingungen. Nichtsdestoweniger wirkten die Betriebe in die gesellschaftliche und private Lebenswelt hinein, und es gingen von ihnen wichtige Anpassungs-, Integrations- und Solidaritätsimpulse aus. Deren Wahrnehmung war disparat, zum Teil wurden sie als Belastung und Nötigung empfunden, zum Teil aber auch als spezifische Form der Beheimatung (vgl. Reichel 201: 329 ff).

6. Prioritätenumkehr und Durchsetzung der „kleinen Heimat“

Werfen wir abschließend noch einen Blick auf Hoyerswerda selbst. Ungeachtet der einen und anderen Nachbesserung entwickelte sich die Stadt zu der befürchteten Schlafstadt der Arbeiterfamilien. Andererseits entstanden im Schatten der Wohnkomplexe freundschaftliche und vereinsartige Zusammenschlüsse besonderer Intensität. Im Hoyerswerda von 1966/67 war dies vor allem der „Freundeskreis der Literatur“ (vgl. Schmidt/Schmidt 1999: 453 ff.), der sich zunächst in privaten Wohnungen zusammenfand und dann als „Kunstverein Hoyerswerda“ in den örtlichen Kulturbund einbezogen wurde. Der „Freundeskreis“ sah sich von Beginn an der Überwachung und Bearbeitung durch die Staatssicherheit ausgesetzt. Ihm sollte keine Möglichkeit gegeben werden, öffentlich wirksam zu werden, es sei denn „im Sinne der Politik von Partei und Regierung“ – so jedenfalls lautete die Zielvorgabe des MfS. Das dennoch ungebrochene Engagement und der gesellschaftspolitische Impuls, der vom „Freundeskreis“ ausging, ist in dem Film „Eine Stadt wird gebor‘n wie ein Kind“ trefflich dokumentiert – in enger Verbundenheit mit Brigitte Reimann lautet seine Botschaft, dass nur dort Heimat entstehen kann, wo zivilgesellschaftliches Leben möglich ist. [24]

Existenz und Wirkung des „Freundeskreises“ verweisen darauf, dass ein zivilgesellschaftlich getragenes Heimatgefühl in der DDR grundsätzlich entstehen konnte. Vom MfS ließ man sich dabei nicht entmutigen, doch sorgte die geheimdienstliche „Mitwirkung“ einschließlich der institutionellen Einbindung in den Kulturbund dafür,

24 Die Anfänge, Hintergründe und Intentionen des „Freundeskreis“ können hier nachgelesen werden: http://www.kunstverein-hoyerswerda.de/ueber-uns.html [Zugriff: 22.10.2015].

dass die gesellschaftlichen Wirkungen derartiger Zusammenschlüsse begrenzt blieben, zum Teil wohl auch auf ein Nischendasein reduziert wurden. Damit aber versickerte der vielleicht bedeutendste Aspekt der sozialistischen Heimatidee: die gemeinschaftliche Schaffung einer neuen Welt. Die Handlungs- und Diskussionsräume für das „Prinzip Hoffnung" (Ernst Bloch) wurden so eng gesteckt, dass es fast einem Utopieverbot gleichkam. Wer, wie zum Beispiel Wolfgang Harich, Robert Havemann und Rudolf Bahro in den ausgehenden siebziger Jahren, an konkreten, ökologisch ausgerichteten Utopien als Alternativen zum SED-Regime arbeitete, wurde mundtot gemacht (vgl. Amberger 2014). Indem sich der Realsozialismus als Dauerzustand einrichtete, entzog er sich selbst und damit auch dem „sozialistischen Patriotismus" Substanz und Lebenskraft. „Was haben Sie an dem Land geliebt?" wollte der Spiegel im Interview von 2010 von Christa Wolf wissen. „Die Utopie zu Anfang und viele Menschen, die sich dafür einsetzten und bitter enttäuscht wurden", lautete die Antwort (Wolf 2010a: 137).

In Anbetracht der geschilderten Verluste an kommunikativer Eingebundenheit, Glaubwürdigkeit und Zukunftsperspektive der sozialistischen Heimatidee stellt es eine zwangsläufige Konsequenz dar, dass sich das Verhältnis von „kleiner" und „großer Heimat" in Wirklichkeit anders entwickelte als es ursprünglich geplant worden war und bis zum Schluss behauptet wurde, nämlich als Bedeutungszuwachs der „kleinen" auf Kosten der „großen" Heimat. So lässt sich am Beispiel der sozialistischen Wettbewerbskampagne „Schöner unsere Städte und Gemeinden – Mach mit!" nachweisen, dass die Dichotomie zwischen gemeindlichen und staatlichen Interessen keineswegs überwunden wurde, sondern vor allem lokale und individuelle Interessen – mit der Tendenz zur Konzentration auf das eigene unmittelbare Wohnumfeld – gestärkt und befriedigend wurden (vgl. Palmowski 2009: 183 ff.). Ein vergleichbarer Trend ist auch für die Stellung der in den Kulturbund einbezogenen Natur- und Heimatfreunde festzustellen, deren vermeintliches Bekenntnis zum sozialistischen Patriotismus vornehmlich dem Ziel diente, den Grad der eigenen Autonomie zu erhöhen und die übergeordneten Instanzen aus der Pflege der Heimat und Volkskultur im engeren Sinne herauszuhalten. Indem dies gelang, wurden die ursprünglichen Prioritäten in ihr Gegenteil verkehrt und das Deutungsmonopol der SED in Bezug auf den Heimatbegriff wirksam unterminiert (vgl. Schaarschmidt 2014).

Unser Eindruck der Prioritätenumkehr entspricht nicht nur den oben referierten Umfrageergebnissen zu den patriotischen Zustimmungsgründen, sondern auch der Beobachtung, dass sich die vormals verpönte romantische Heimatperspektive in den siebziger und achtziger Jahren – nicht unähnlich ihrer Renaissance in Westdeutschland im Kontext der neuen sozialen Bewegungen – wieder Bahn zu brechen begann. Man denke hier nur an Plenzdorfs Roman „Die neuen Leiden des jungen W." (1972) (vgl. Gille 2000), Herrmann Zschoches Jugendfilm „Insel der Schwäne" [25] (1983) (vgl. Rutzen 2011), an weitere Filme wie „Bankett für Achilles" und „Solo Sunny" (zu den Filmen vgl. Blunk 1999) oder an Daniela Dahns stimmungsvolle „Prenzlauer-Berg-Tour" von 1987. Ein kritischer Beobachter des sentimentalen Rückzugs in die behaglichen Nischen und Freiräume des Alltags war Wolfgang Mattheuer. So beispielsweise in dem Gemälde „Der Nachbar, der will fliegen" (1983), das einen der

25 Ein kurzer Einblick in den Film ist unter folgendem Link abrufbar: https://www.youtube.com/watch?v=EJGFdC2D5EA [Zugriff: 22.10.2015]

ostdeutschen Datschen-Romantik gravitätisch entschwebenden Ikarus darstellt. Ebenso unklar wie sein Ziel und Schicksal erscheinen die Reaktionen der Zurückgebliebenen, die aber eher nicht den Eindruck erwecken, als wollten sie seinem Beispiel folgen und ihrer „kleinen Heimat“ zugunsten eines höheren Ziels entsagen.

LITERATUR

Amberger, Alexander (2014): Bahro - Harich – Havemann. Marxistische Systemkritik und politische Utopie in der DDR, Paderborn.

Apelt, Andreas H. (2010): Freiheit – ja, Einheit – nein! Dritter Weg contra Wiedervereinigung, in: Ders. (Hg.): Der Weg zur Wiedervereinigung. Voraussetzungen, Bedingungen, Verlauf, Berlin, 41-49.

Behrens, Hermann (2007): Zum Begriff „sozialistische Heimat“. Die Begründung eines Heimatbegriffs in der DDR in den 1950er Jahren., in: Heimat und Naturschutz : Die Vilmer Thesen und ihre Kritiker, Bonn, 255-273.

Bernhardt, Rüdiger (2005): Das Sternbild des Krans. Brigitte Reimann, schreibende Arbeiter und die Neubaustadt, in: Margrid Bircken (Hg.): Architektur und Literatur in der deutschsprachigen Literatur nach 1945, Neubrandenburg, 143-168.

Bircken, Margrid (Hg.) (2005): Architektur und Literatur in der deutschsprachigen Literatur nach 1945, Neubrandenburg.

Blunk, Harry (1999): The concept of ‘Heimat-GDR’ in DEFA feature films, in: Seán Allan (Hg.): DEFA. East German cinema, 1946-1992, New York, 204-221.

Bonnke, Manuela (2007): Kunst in Produktion. Bildende Kunst und volkseigene Wirtschaft in der SBZ/DDR, Köln.

Braun, Matthias (2005): Bücher waren ihr Alltag, Schreiben war ihr Leben. Brigitte Reimann im Spiegel der Stasi-Akten, in: Deutschland Archiv, 38 (2005) 4, 625-634.

Brosig, Maria (2010): „Es ist ein Experiment“. Traditionsbildung in der DDR-Literatur anhand von Brigitte Reimanns Roman „Franziska Linkerhand“, Würzburg 2010.

Depkat, Volker (2007): Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, München. http://dx.doi.org/10.1524/9783486707236

Förster, Peter (1999): Die Entwicklung des politischen Bewußtseins der DDR-Jugend zwischen 1966 und 1989, in: Walter Friedrich, Peter Förster, Kurt Starke (Hg.): Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966-1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse, Berlin, 70-165.

Gille, Klaus F. (2000): „Ein Kerl, ungekämmt und völlig vergammelt“. Ulrich Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“, in: Jattie Enklaar (Hg.): Das Jahrhundert Berlins. Eine Stadt in der Literatur, Amsterdam, 131-146.

Gruner, Petra (2000): Die Neulehrer – ein Schlüsselsymbol der DDR-Gesellschaft. Biographische Konstruktionen von Lehrern zwischen Erfahrungen und gesellschaftlichen Erwartungen, Weinheim.

Haas, Stefan (2009): „Wir bauen Wohnungen“: Bürgerbeteiligung in der DDR am Beispiel der Wohnungsbaupolitik in den 1950er Jahren, in: Thomas Großbölting (Hg.): Friedensstaat, Leseland, Sportnation? DDR-Legenden auf dem Prüfstand, Berlin, 250-268.

Hertel, Anja (2014): Wolfgang Mattheuer. Die politische Landschaft, Marburg.

Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung, in: Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka, Hartmut Zwahr (Hg.): Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart, 559-580.

Korfkamp, Jens (2006): Die Erfindung der Heimat. Zu Geschichte, Gegenwart und politischen Implikaten einer gesellschaftlichen Konstruktion, Berlin.

Kott, Sandrine (2001): Die Unerreichbaren der sozialistischen Gesellschaft. Die Arbeiterjugend in der DDR (1970-1989), in: Renate Hürtgen (Hg.): Der Schein der Stabilität. DDR-Betriebsalltag in der Ära Honecker, Berlin, 229-248.

Lindner, Bernd (1998): Verstellter, offener Blick. Eine Rezeptionsgeschichte bildender Kunst im Osten Deutschlands 1945-1998, Köln.

Ludorowska, Halina (2013): „Denkmalsturz". Kontexte der Stasi-Debatte und ihre literarische Thematisierung in Christa Wolfs „Stadt der Engel" (2010), in: Iwona Bartoszewicz (Hg.): Sprache – Literatur – Kultur im germanistischen Gefüge, Warschau, 165-178.

Neuhaus, Friedemann (1998): Geschichtsunterricht im Umbruch. Ostdeutsche Geschichtslehrerinnen und -lehrer vor und nach 1989, in: Deutschland Archiv 31(1998) 5, 717-731.

Ohse, Marc-Dietrich (2009): „Wir haben uns prächtig amüsiert". Die DDR, ein „Staat der Jugend"?, in: Thomas Großbölting (Hg.): Friedensstaat, Leseland, Sportnation? DDR-Legenden auf dem Prüfstand, Berlin, 74-91.

Palmowski, Jan (2009): Inventing a socialist nation. Heimat and the politics of everyday life in the GDR, 1945-1990, Cambridge.

Pirschel, Irene (2007): Nation, Klasse und Kultur. Landschaft in den Heimatkonzeptionen der frühen DDR, in: Heimat und Naturschutz. Die Vilmer Thesen und ihre Kritiker, Bonn, 319-352.

Reichel, Thomas (2011): „Sozialistisch arbeiten, lernen und leben". Die Brigadebewegung in der DDR (1959-1989), Köln u.a.

Roesler, Jörg (2000): Das Brigadetagebuch. Betriebliches Rapportbuch, Chronik des Brigadelebens oder Erziehungsfibel?, in: Evemarie Badstübner (Hg.): Befremdlich anders. Leben in der DDR, Berlin, 151-166.

Rutzen, Felix (2011): Film als Spiegel gesellschaftlicher Konflikte in der DDR. Audiovisuelle Intention und Presse-Rezeption des Spielfilms „Insel der Schwäne", München.

Schaarschmidt, Thomas (2014): Sozialistische Heimat? Der sozialistische Heimatbegriff und seine gesellschaftliche Aneignung, in: Joachim Klose (Hg.): Heimat in der Diktatur, Leipzig, 15-29.

Schmidt, Helene und Marin Schmidt (1999): Brigitte Reimann und die DDR. Schriftstellerin in Hoyerswerda zwischen Hoffnung und Resignation, in: Martin Schmidt (Hg.): Sammeln – Erforschen – Bewahren. Zur Geschichte und Kultur der Oberlausitz. Ernst-Heinz Lemper zum 75. Geburtstag, Hoyerswerda, 434-459.

Schüddekopf, Charles (Hg.) (1990): „Wir sind das Volk!" Flugschriften, Aufrufe und Texte einer deutschen Revolution, Reinbek bei Hamburg.

Semmler, Katja (2005): Ach Franziska, Franziska…, Welche Straßen bist Du gegangen?, in: Margrid Bircken (Hg.): Architektur und Literatur in der deutschsprachigen Literatur nach 1945, Neubrandenburg, 122-141.

Taverne, Ed (2005): „Eine Stadt ohne Zäune". Neustadt/Hoyerswerda. Eine architekturhistorische Betrachtung zu „Franziska Linkerhand" (1974/1998), ein Roman von Brigitte Reimann, in: Margrid Bircken (Hg.): Architektur und Literatur in der deutschsprachigen Literatur nach 1945, Neubrandenburg, 169-187.

QUELLEN

Benjamin, Michael (1979): Der Bürger und seine Heimatstadt im sozialistischen Vaterland, in: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR (Hg.), Der Bürger und seine Heimatstadt, Berlin (Ost), 11-23.

Dalquen, Franz Joseph (o.J.): Lebenserinnerungen, 4 Bde., Gersthofen o. J., Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen, Sig.: 1026/II, 1-4.

Gutsche, Willibald (1979): Heimatgeschichte in der politisch-ideologischen Arbeit, in: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR (Hg.): Der Bürger und seine Heimatstadt, Berlin (Ost), 91-95.

Haut, Friedrich (2007): Mein Leben im Wandel der Vorstellungen und Gedanken, 2 Bde., Pasewalk.

Jaecks, Karl-Heinz (2000): „Hallo und tschüss“. Autobiographischer Bericht 1934-2000, o.O., Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen, Sig.:1478.
Johnson, Uwe (1975): Versuch eine Mentalität zu erklären. Über eine Art DDR-Bürger in der Bundesrepublik Deutschland, in: ders.: Berliner Sachen, Frankfurt am Main, 52-63.
Kirscher, Peter (1989): „Heimat“, in: Neues Deutschland, 44. Jg., Nr. 299 v. 20.12.1989.
Matther, Wolfgang (1990): Äusserungen. Graphik – Texte, Leipzig 1990.
Owczarski, Rolf (o.J. a): Aus Helfta. Lebenserinnerungen, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen, Sig.:1286, 1.
Owczarski, Rolf (o.J. b): Dienstweg. Lebenserinnerungen 1959-1984, Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen, Sig.:1286, 2.
Reimann, Brigitte (1962): Entdeckung einer schlichten Wahrheit, in: Neues Deutschland, 17. Jg., Nr. 337 vom 8.12.1962, Beilage Nr. 49, 7.
Schönemann, Heinz (1988): Wolfgang Mattheuer, Leipzig.
Schröder, Otto (1979): Die bourgeoise Heimatideologie – Bestandteil imperialistischer Massenverführung, in: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR (Hg.): Der Bürger und seine Heimatstadt, Berlin (Ost), 87-91.
Stassen, Peter Ludwig (1996): War dies das Leben eines Taugenichts?, o. O. [Halle a.d. Saale], Archiv „Deutsches Gedächtnis“, Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen.
Stassen, Peter Ludwig (2004a): Eichenberg ist eine Grenze, in: Ders.: Rückblicke. Zehn Episoden aus der deutschen Nachkriegszeit und Zweistaatlichkeit in den Jahren 1945 bis 1989, Halle a.d. Saale.
Stassen, Peter Ludwig (2004b): Wo ist die Heimat?, in: Ders.: Rückblicke. Zehn Episoden aus der deutschen Nachkriegszeit und Zweistaatlichkeit in den Jahren 1945 bis 1989, Halle a.d. Saale.
Stassen, Peter Ludwig (2004c): Wir sind eingemauert, in: Ders.: Rückblicke. Zehn Episoden aus der deutschen Nachkriegszeit und Zweistaatlichkeit in den Jahren 1945 bis 1989, Halle a.d. Saale.
Stassen, Peter Ludwig (2004d): Vaters Tod, in: Ders.: Rückblicke. Zehn Episoden aus der deutschen Nachkriegszeit und Zweistaatlichkeit in den Jahren 1945 bis 1989, Halle a.d. Saale.
Struck, Hermann (2009): Bewegte Jahrzehnte 1928-2008. Erinnerungen und Gedanken des Pommern Hermann Struck, Salzgitter.
Valley, Hans-Dieter (1999): Durchgehalten, 2 Bde., Meiningen.
Weber, Albrecht (2000): Lebensstoff und Lebenssinn. Geschichte eines Lebens, Hamburg.
Wiemer, Walter (2007): „Und Sie wollen Lehrer werden?“, Pasewalk.
Wiemer, Walter (2009): Geteilte Bilanz. Erstrebtes, Zerstörtes, Bewahrtes, Pasewalk.
Wimmer Walter (1979): Sozialistische Heimat – Errungenschaft und Aufgabe, in: Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR (Hg.) Der Bürger und seine Heimatstadt, Berlin (Ost), 119-127.
Wolf, Christa (2010a): Interview, in: Der Spiegel, 24 (2010), 137.
Wolf, Christa (2010b): „Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud“. Berlin.
Wolf, Christa (2014): Ein Tag im Jahr 1960-2000, Berlin.
Zentraler Ausschuss für Jugendweihe in der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.) (1983): Vom Sinn unseres Lebens, Berlin.